

## Sprachkritik, dahinsickernd

Peter Meyer

ABSTRACT. Three popular collections of essays concerning correct language use in German are reviewed from a linguist's point of view. It is claimed that the overall picture of language that Sick conveys to the layperson is inadequate; in addition, the author fails to reflect explicitly on the purpose and consequences of his prescriptive approach to language use.

Sick, Bastian:

- [1] 2004, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch.
- [2] 2005, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch.
- [3] 2006, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch.

### *Zur Einleitung*

In einem „offenen Brief an die deutsche Sprachgemeinschaft“, verfaßt vom Antwerpener Germanisten Roland Duhamel und 2007 veröffentlicht in einer Pressemitteilung des Vereins Deutsche Sprache e.V. (VDS), findet sich – im Kontext einer vehementen Klage insbesondere über die allgemeine „Anglomanie und Angloganz“ (!) der Sprecher des heutigen Deutsch – der Satz: „Die Sprachwissenschaft hat nicht das Recht, die deutsche Sprache dahinsickern zu lassen.“ (VDS 2007).

Die Forderung von Duhamel, der immerhin Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates des VDS ist, überrascht; sie dürfte in diametralem Gegensatz zum beruflichen Selbstbild der meisten Linguisten stehen. Richtig ist allerdings, daß sich die Sprachwissenschaft einer Diskussion über Sprachpflege und -kritik nicht zur Gänze entziehen kann, und sei es nur, um ein notwendiges theoretisches Korrektiv zu typischen Argumentationsfiguren entsprechender Diskussionen bereitzustellen.

Dies ist auch das Anliegen der vorliegenden Besprechung einer Anzahl von sprachkritischen Texten, die sich immerhin schon ganz anders lesen als der verbittert wirkende Beitrag von Duhamel und auch als die trockenen Ermahnungen so mancher Stilfibel. Die im humorig-ironischen Plauderton daherkommenden Kolumnen des Romanisten und Historikers Bastian Sick, der selber VDS-Ehrenmitglied ist, werden seit einigen Jahren im Magazin

*Der Spiegel* publiziert, zunächst nur im Online-Teil, seit 2005 aber auch regelmäßig in der Druckausgabe. Die drei hier zu besprechenden Bücher, in denen diese Kolumnen gesammelt veröffentlicht worden sind, belegen seit längerem prominente Plätze in den Verkaufsranglisten des deutschen Buchhandels.

Über den Sinn und Unsinn von Sprachkritik läßt sich trefflich streiten; und man muß wohl nicht erst auf Klemperers *LTI* verweisen, um deutlich zu machen, daß es Bereiche gibt, in denen ein öffentlicher Diskurs über Sprache und Sprachgebrauch sinnvoll ist. Dies soll jedoch nicht Gegenstand dieses Artikels sein. Im folgenden soll es vielmehr vor allem um die Frage gehen, welches *Bild* von Sprache, Sprachvariabilität, Sprachwandel, Sprachkompetenz, Sprachrichtigkeit und Sprachkritik Bastian Sick seinen Lesern vermittelt oder auch nur implizit nahelegt. Nur am Rande wird es auch um die sachliche Richtigkeit einzelner Behauptungen gehen müssen.

Die hier zusammengetragenen Bemerkungen erheben keinen Anspruch auf fachliche Originalität, zumal sich vieles davon mit den Überlegungen überschneidet, die Jan Georg Schneider in seiner lesenswerten Besprechung des ersten Bandes der Sick-Trilogie vorgelegt hat (Schneider 2005). Wie jede andere Wissenschaft auch sollte die Linguistik allerdings darum bemüht sein, grundsätzliche Ergebnisse ihrer Arbeit einem interessierten Laienpublikum zu vermitteln; dazu gehört auch, daß sie nicht schweigen sollte, wenn grundlegende linguistische Konzepte in einer öffentlichen Debatte in sachlich nicht berechtigter Form verwendet werden. Selbst wer – wie der Verfasser dieses Beitrags – der Auffassung ist, daß Sprachpflege nicht Aufgabe der Linguistik sind, kann also gegebenenfalls eine fachliche Debatte über populäre Sprachkritik für sinnvoll und richtig halten. Wenn daher im folgenden manche für den Berufslinguisten selbstverständlichen Punkte in größerer Ausführlichkeit dargelegt werden, dann geschieht dies in der Hoffnung, damit auch Leser außerhalb des Faches zu erreichen.

Natürlich sollen Sicks kurze und pointierte Beiträge den Leser auch – vielleicht sogar vor allen anderen Dingen – unterhalten. Dies macht viele sachliche Verkürzungen ebenso wie manche maßlose Übertreibung vermeintlicher Mißstände verständlich; und es macht es schwieriger, faire Kritik zu üben. Wenn es jedoch darum geht, welche Vorstellungen von Sprache und Sprachrichtigkeit beim durchschnittlichen Leser von Sick wohl hängenbleiben – und etwas bleibt bekanntlich immer hängen –, dann wird man ihm bei aller zu gewährenden Freiheit in der Darstellung etwas genauer auf einzelne Formulierungen schauen müssen.

### ***Auf der Suche nach Kompetenz***

In der ebenso amüsanten wie lehrreichen sprachwissenschaftlichen Kuriositätensammlung *Limits of Language* von M. Parkvall (2006) findet sich eine „*Chamber of Horrors*“ von häufig bei Laien anzutreffenden Irrglauben über

Sprache. Das am Schluß genannte Exemplar der Sammlung lautet: „And, of course – what is perhaps the most persistent of them all: There is a correct and an incorrect way of speaking. People who have studied a lot speak better than those who have not. Also, written language is generally better than spoken language.“ (147)

Leider passen Sicks Texte recht gut in die Gruselkammer. Seine Überlegungen vermögen es nicht, den zahlreichen Lesern ein sachlich angemessenes Bild von der sprachlichen Kompetenz eines Muttersprachlers zu vermitteln. Das ist womöglich das am schwersten wiegende Versäumnis der Kolumnen, die Sick als „Hinweisschilder“ verstanden wissen möchte, die dem Leser helfen sollen, „sich im Irrgarten der deutschen Sprache zurechtzufinden“ [1, 9]. Immer wieder wird dem Leser der Eindruck vermittelt, daß der gewöhnliche Muttersprachler sich ohne solche Hinweisschilder im vermeintlichen Irrgarten zu verlaufen droht. Sick räumt zwar ein: „Dabei haben *die meisten von uns* im Grunde ein völlig intaktes Sprachgefühl und wissen, an welcher Stelle sie welches Wort zu gebrauchen haben und wie es geschrieben wird“ [1, 11; Hervorhebung meine, PM] und wirft an dieser Stelle nebenbei Kompetenz im Gebrauch der gesprochenen Sprache und orthographische Kenntnisse durcheinander; an anderer Stelle liest man jedoch die Klage, daß „den meisten Deutschen das Gespür für wohlklingende und missklingende Wörter abgeht“ [1, 190]. Abhilfe scheint hier offenbar nur ein explizites Korrektiv schaffen zu können. Denn „[u]m künstlerisch oder spielerisch mit der Sprache umgehen zu können, muss man ihren Aufbau kennen und ihre Regeln verstehen“ [3, 11]; das aber ist offenbar nicht so einfach, denn „Sprache und Zeit haben eines gemein: Sie sind schwer zu begreifen, und sie geben uns immer wieder neue Rätsel auf“ [3, 116], wie es im Kontext einer Diskussion temporaler Adverbien heißt. Das Problem daran: Sicks Formulierungen lassen offen, worauf dieses Kennen, Verstehen und Begreifen beruht: Benötigt man dazu umfangreiches explizites Training, etwa im Schulunterricht, oder wird es sozusagen unbewußt und automatisch in den ersten Lebensjahren erworben? Daß letzteres wesentlich näher an der Wahrheit liegt als ersteres, wäre Anliegen linguistischer Aufklärungsarbeit, von der sicher auch Bastian Sicks Texte profitiert hätten.

### **Sprachbeherrschung ist nicht gleich Normenkenntnis**

Die Faszination der Frage, wie es denn sein kann, daß Kinder etwas so unglaublich Komplexes wie eine menschliche Sprache mühelos und im wesentlichen intelligenzunabhängig innerhalb weniger Jahre erlernen können, hat seit den frühen Arbeiten von Chomsky die linguistische Forschung dominiert. Auch ist erst im 20. Jahrhundert überhaupt das Ausmaß der Komplexität natürlicher Sprachen wirklich deutlich geworden. Der Grund dafür ist, daß sich diese Komplexität häufig gerade in solchen Bereichen der Grammatik manifestiert, die nur mit Mühe einer bewußten Betrachtung zugänglich zu machen sind oder nur mit großem technischen Aufwand explizit be-

schreibbar sind. Laien – zu denen hier eindeutig auch Sick zu zählen ist – können sich erfahrungsgemäß kaum vorstellen, daß der Begriffsapparat traditioneller beschreibender Grammatiken, so wie er bereits in der Schule gelehrt wird, eine solche Komplexität gar nicht abzubilden vermag.

Einen Beleg unter vielen für eine falsche Vorstellung davon, was es heißt, eine Sprache zu beherrschen, findet man bei Sick beispielsweise im Kontext einer Kritik an Formulierungen wie *Mehrere Autos wurden durch herabfallende Dachziegel getroffen*: „Der Verfasser der Meldung scheint seinerseits von der Präposition „durch“ getroffen worden zu sein, und zwar direkt am Kopf, sonst hätte er den Satz besser zu formulieren gewusst“ [1, 198]. Dem Leser wird hier und anderswo – ob absichtlich oder nicht, sei dahingestellt – suggeriert, die ‚falsche‘ Wahl der Präposition bei der Agensangabe im Passiv sei eine intellektuelle Fehlleistung; ähnlich diagnostiziert Sick angesichts eines kausalen Nebensatzes mit Verb-Zweitstellung wie *weil heute wird es noch kälter*, der Sprecher sei „mit der korrekten Platzierung des Prädikats überfordert“ gewesen [2, 159]. Und wenn *er* sich fragt, warum *sie* „kein Bock auf nen Date mit nen [sic] coolen Typ“ hat, dann ist *er* im Zweifelsfall gar für einen (sprachlichen) „Schwachmaten“ [3, 112] zu halten.

Was genau läuft hier argumentativ falsch? Ein gewöhnlicher Muttersprachler ‚weiß‘ – auch wenn seine Sprache nicht verschriftet ist und er nie irgendeine Schulbildung genossen hat – unglaublich subtile Dinge über seine Sprache. Ein deutscher Muttersprachler weiß etwa, unabhängig von sonstiger Intelligenz und Vorbildung, daß sich in dem Satz *Wer, glaubt er, hat die Tür nicht abgeschlossen?* das Fragepronomen *wer* nicht auf die Person beziehen darf, auf die das Wörtchen *er* referiert, anders als es sich mit den beiden Pronomina *wer* und *seiner* im eigentlich ganz ähnlich konstruierten *Wer hat seiner Meinung nach die Tür nicht abgeschlossen?* verhält. Er weiß auch, daß *Nur fünf Menschen haben jemals diesen Berg bestiegen* ein zulässiger Satz des Deutschen ist, der aber sofort falsch wird, wenn man das unauffällige Wörtchen *nur* wegläßt. Er weiß, wenn er zufällig eine der sogenannten deutschen Hochlautung nahestehende Varietät des Deutschen als Muttersprache erlernt hat, daß der anlautende Konsonant im Wort *Teige* aspiriert (behaucht), im Wort *Steige* jedoch nichtaspiriert zu sprechen ist – auch wenn er diesen Unterschied noch nie bewußt wahrgenommen hat.

Ein solcher Sprecher weiß nun aber auch – im selben Sinn von ‚wissen‘ als *knowing how* –, daß es in seiner Muttersprache eine Gebrauchskonkurrenz zwischen *durch* und *von* bei der Agensangabe im Passiv gibt, und verwendet, diesem Wissen entsprechend, mal die eine, mal die andere Form. Sick vermittelt dem Leser nicht, daß jeder normale Muttersprachler des Deutschen, solange er nicht durch normativen Umgang mit Sprache und durch Interferenzen beim Erwerb einer Standardvarietät beeinflusst wird, im Laufe des Spracherwerbs ein implizites Wissen erlangt, daß es ihm erlaubt, auf den verschiedensten Ebenen der Grammatik seiner Muttersprache im allgemeinen klar und scharf zwischen ‚richtig‘ und ‚falsch‘ zu entscheiden. Auch

wenn jemand, der eine bestimmte Sprache als Erstsprache erworben hat, im Regelfall keine Begründungen anzugeben imstande ist, kann er sehr genau diejenigen, die (im wesentlichen) ‚seine‘ Sprache sprechen, von allen anderen unterscheiden.

Bei Sick wird aber nun aus der Wahl zwischen *von* und *durch* beim Passiv die Wahl zwischen klug und dumm gemacht und so auf die intellektuelle Ebene verlagert, was dem Wesen nach eine *soziale* oder *institutionelle Setzung* ist: Eine der beiden Präpositionen entspricht einem gegebenen und akzeptierten sozialen Standard, die andere nicht. Ganz ähnlich begeht keinen „Sprachirrtum“ [vgl. 1, 92], wer *diesen Jahres* statt *dieses Jahres* sagt, weil Muttersprachler, abgesehen von Versprechern usw., in einem gewissen Sinne überhaupt *keinen Irrtum begehen können*; sie verwenden allenfalls eine Sprache, die in einem nicht in allen sozialen Kontexten akzeptiertem Maß von anderen als sogenannter Standard akzeptierten Sprachverietäten abweicht.

Hier geht es also nicht einfach nur um eine mangelnde begriffliche Unterscheidung zwischen deskriptivem und präskriptivem Umgang mit Sprache; vielmehr findet sich in Sicks Kolumnen – abgesehen vielleicht von gelegentlichem Gebrauch des wenig erhellenden Wortes *Sprachgefühl* – keinerlei Hinweis darauf, daß es *überhaupt* eine ‚deskriptive Richtigkeit‘ gibt, also eine Unterscheidung zwischen ‚richtig‘ und ‚falsch‘, die ein jeder für seine Muttersprache schon vor jeder bewußt gelernten Setzung und Kodifizierung zu leisten in der Lage ist und die für jegliche Normierung sogar notwendige historische Voraussetzung ist.

### **Die unterschätzte Komplexität sprachlichen Wissens**

Jeder Linguist kennt Beispiele für Bereiche einzelsprachlicher deskriptiver Grammatiken, in denen die Linguistik besonders weit von einer vollständigen theoretischen Erfassung der Kompetenz auch nur eines durchschnittlichen fünfjährigen Kindes entfernt ist. Für den interessierten Laien dürfte es wichtig sein, zu erfahren, daß uns der allergrößte Teil unseres internen sprachlichen ‚Regelapparats‘ nicht introspektiv zugänglich ist. Wir wissen, daß ein Satz nicht ‚korrekt‘ ist, aber es kann lange Forschungsarbeit erfordern, herauszubekommen, warum das so ist. Daher ist es auch kein Wunder, wenn ein Bastian Sick in notorisch schwierigen Bereichen der Grammatik mit seinen Erklärungen ins Straucheln gerät. So erfahren wir über die deutschen Vergangenheitstempora: „Das **Imperfekt**, auch Präteritum genannt, kennzeichnet die „unvollendete“ Vergangenheit“ [1, 182; Hervorhebung im Original], eine vermutlich aus lateinischen oder französischen Schulgrammatiken übernommene Behauptung, die jeder zehnjährige deutsche Muttersprachler auf Nachfrage mit Gegenbeispielen widerlegen kann, ebenso wie die folgende Aussage: „„Perfekt“ heißt diese Zeit, weil sie als „vollendet“ gilt. Das, was jemand „gemacht hat“, ist abgeschlossen.“ [1, 182] Vielleicht aufgrund von Leserzuschriften korrigiert sich der Romanist Sick im zweiten

Band und räumt ein, ‚Imperfekt‘ sei ein Terminus aus der französischen (!) Philologie [2, 29]– nur um dann als Beispiel für die nunmehr behauptete Abgeschlossenheit des deutschen Präteritums u.a. den Beispielsatz *Wir warteten auf den Bus* zu bringen, für den eine nicht ‚abgeschlossene‘ Interpretation (...als zufällig mein alter Kumpel vorbeifuhr und uns im Auto mitnahm) eigentlich die natürlichere ist. Eine ‚unvollendete‘ Interpretation des Präteritums läßt Sick – auf welcher Grundlage auch immer – dennoch weiterhin zu, allerdings an der falschen Stelle, bei Erzählungen in der Vergangenheit: Im Satz *Harry zog seinen Zauberstab* „ist die Handlung noch keinesfalls abgeschlossen, dann wird die Sache ja erst richtig spannend, und jeder will wissen: Was passierte als Nächstes?“ [2, 30]. Jeder kompetente Sprecher dürfte ob der Begriffsverwirrung stutzen: Die einzelne Handlung des Zauberstabziehens ist ja sehr wohl ‚abgeschlossen‘, die momentan erzählte Ereignisfolge hingegen nicht. Das deutsche Perfekt wiederum hat nach Sick im Gegensatz zum Präteritum einen „inhaltlichen Bezug zur Gegenwart“ [2, 30], und das, obwohl sich jeder kompetente Sprecher des Deutschen, dessen muttersprachliche Varietät das Präteritum kennt, an beliebig vielen Beispielen selbst vorführen kann, daß *jedes* Präteritum durch ein Perfekt ersetzt werden kann (aber nicht umgekehrt) und sich dabei lediglich ein stilistischer Unterschied ergibt. Diese Einsicht wäre also ein Buch zu schreiben wert gewesen: Jeder noch so ungehobelt daherredende Muttersprachler schlägt mit seiner mitgebrachten Sprachkompetenz jeden Grammatiker – also erst recht auch die leider häufig wenig genau recherchierten und unzureichend unreflektierten Erläuterungen von Bastian Sick.

Ein probates Mittel gegen die chronische Unterschätzung des gemeinen Muttersprachlers ist es, die kaukasische Sprache Artschinisch (Archi) zu lernen. Dabei handelt es sich um eine sehr detailliert erforschte und dokumentierte Sprache, die von vielleicht 1000 Sprechern in einer abgelegenen Bergsiedlung im südlichen Daghestan gesprochen wird. Es ist nie verschriftet oder standardisiert worden. Dennoch warten auf den Lerner nicht unbeträchtliche Herausforderungen: Die maßgebliche, dreibändige deskriptive grammatische Beschreibung des Artschinischen (Kibrik et al. 1977) errechnet einen Bestand von ziemlich genau 1,5 Millionen Formen, die ein jedes Verb bilden kann. Um diese Formen korrekt bilden zu können, muß man allerdings wissen, zu welcher von 35 Konjugationsklassen das Verb gehört. Ähnliche ausufernde Verbparadigmen gibt es u.a. auch in zahlreichen nord-amerikanischen und afrikanischen Sprachgruppen. Im Bereich der artschinischen Deklination runden nach Kibrik et al. 16 Kasus (im Deutschen: vier) und acht sogenannte Kongruenzklassen (grob gesagt, das Gegenstück zu den drei Genera des Deutschen) das Bild ab; allerdings ist die Sprache aufgrund des bemerkenswert großen Konsonanteninventars auch phonetisch nicht gerade der Traum des Sprachenlernalers. Hier kann man also schon mit bloßen Zahlen einen Eindruck davon vermitteln, was für sprachliche Kapazitä-

ten ein jeder Mensch, nicht nur im Kaukasus, mitbringt – und das ganz ohne die Hilfe einer „Sprachpolizei“ [1, 110].

### ***Wo ist die deutsche Sprache?***

Daß Bastian Sick in seinen kurzen Kolumnen keine Gelegenheit hat, sich auf theoretischer Ebene mit dem Konzept der Standardsprachlichkeit auseinanderzusetzen, ist klar. Weniger verständlich ist, daß Sick auch in den Vorwörtern zu seinen drei Büchern konsequent auf weitergehende begriffliche Reflexion verzichtet. So läßt Sick letztlich offen, worüber er eigentlich genau spricht, wenn er den Leser durch den Irrgarten *der deutschen Sprache* führen möchte. Das, was ein Linguist vielleicht am ehesten unter ‚der‘ deutschen Sprache verstehen würde, ist bei ihm gewiß nirgends gemeint: die Gesamtheit aller geographisch umgrenzten (diatopischen), soziokulturell bzw. gruppenspezifisch definierten (diastratischen) sowie funktional-stilistisch-situativen (diaphasischen, diasituativen) Sprachvarietäten, die von Muttersprachlern gemeinhin als ‚deutsch‘ bezeichnet werden. Alle diese Varietäten können ihrerseits in einem allgemeinen Sinne jeweils als eigene *Sprachen* mit je eigenem grammatischen und lexikalischem System und mithin mit je eigenen deskriptiv erfaßbaren Standards für Korrektheit auf allen Ebenen des Systems bezeichnet werden; daß Sick dergleichen nicht vermittelt, wurde bereits ausführlich beklagt.

### **Dialekte sind auch nur Sprachen**

‚Die‘ deutsche Sprache ist für Sick im allgemeinen nur ‚die‘ Standardsprache, und im allgemeinen verwendet er auch nur in bezug auf die Standardsprache die terminologische Unterscheidung zwischen richtig und falsch. So habe der Liedermacher Udo Jürgens mit dem Albumtitel *Deinetwegen* „die Radiohörer im deutschsprachigen Raum daran erinnert, dass man *in Bayern* „wegen dir“ sagen kann, dass *die richtige Form* aber „deinetwegen“ lautet“ [1, 15; Hervorhebungen meine, PM]. Suggestiert wird dem Leser: Die bairische Form ist eigentlich falsch, und eine Beurteilung der sprachlichen Richtigkeit kann ausschließlich vom Standpunkt der Standardsprache aus erfolgen – eine Sichtweise, die auch in einer Feststellung wie der folgenden unüberhörbar ist: „Die meisten Dialekte greifen nicht nur in die Aussprache ein, sondern auch in die Grammatik“ [1, 11] – als ob es eigentlich nur eine ‚wirkliche‘ Aussprache und Grammatik ‚des‘ Deutschen gäbe, die von den Dialekten gewissermaßen verbogen würde.

All dies ist handelsübliche Laienlinguistik: Dialekte sind keine Sprachen im engeren Sinne, in ihnen gibt es daher auch keinen ernstzunehmenden Unterschied zwischen richtig/erlaubt und falsch/nicht zulässig, allenfalls sind ihre Ausdrücke und Konstruktionen regional „gebräuchlich“ oder „üblich“; nur in einer Standardsprache kann man sinnvoll zwischen richtig und falsch unterscheiden, wohl deswegen, weil dort von – vermeintlichen – Experten

festgesetzt (oder gar: festgestellt?) wird, was als richtig zu gelten hat. Das Deutsche, so Sick, „gleicht ... einem Sumpf, einem Treibsand oder einem mit Tiefen und Untiefen gesegneten See, der von einer Eisschicht bedeckt ist, die wir „Standarddeutsch“ nennen“ [2, 153]. Unterhalb der Eisschicht, so klingt hier durch, herrscht bloßes Chaos. In Sicks Sichtweise wird auch ein terminologisches Problem sichtbar, nämlich die gerade in Deutschland weitgehend übliche Unterscheidung zwischen (häufig pejorativ konnotiertem) Dialekt und Sprache. Wieviel sinnvoller wäre es, konsequent in beiden Fällen nur von ‚Sprachvarietäten‘ oder eben einfach von ‚Sprachen‘ zu reden! Es ließe sich dann, in einem ersten Anlauf jedenfalls, sagen: Unter all den mit dem gemeinsamen Etikett ‚deutsch‘ versehenen Sprachvarietäten gibt es einige, die institutionell gefördert und in vielen Kontexten sozial eingefordert werden; diese faßt man unter der Bezeichnung ‚deutsche Standardsprache‘ zusammen. Der Unterschied zwischen Dialekten und Standardsprache reduziert sich damit, wie oben schon betont, im wesentlichen auf einen Unterschied im gesellschaftlich-sozialen *Status* verschiedener Sprachvarietäten. Hinzu kommt natürlich, daß moderne Standardsprachen in der Regel aufgrund ihrer sozial-funktionalen Rolle einen besonders hohen Ausbaugrad aufweisen.

### **Die Eigengesetzlichkeit des Dialekts**

Lassen wir noch einmal Sick zu Wort kommen, mit einem Zitat aus der Kolumne *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*, die den drei Büchern ihren gemeinsamen Titel gegeben hat: „Die Bayern, das weiß man, haben’s net so mit dem Wes-Fall (Woos is des?), sie lieben den Dativ wie das Weißbier und die Blasmusik“ [1, 15]. Beim Leser bleibt der vermeintlich falsche Dativ nach *wegen*, der de facto schon lange als standardsprachlich bewertet werden muß, schlimmstenfalls als kuriose Schrulle eines wohl auch sonst kaum ernstzunehmenden Völkchens hängen. Eine angemessene Sicht auf die Fakten ist das nicht – es wäre ja auch viel langweiliger und, jedenfalls für ein erklärtes „Nordlicht“ wie Sick [2, 155], weniger lustig, einfach folgendes zu sagen: Die meisten bairischen und z.B. auch alemannischen Sprachvarietäten haben ein von den zum Standard gehörigen Varietäten des Deutschen deutlich abweichendes Kasussystem mit drei statt vier Kasus. Es gibt schlicht keinen Genitiv im Bairischen; darum ist es auch wenig erstaunlich, daß die Präposition *trotz* im süddeutschen Raum „weiterhin mit dem Dativ verbunden“ wird [1, 17]. Erst im dritten Band erfährt der Leser, daß das grammatische System des Bairischen, hier insbesondere das Kasussystem, wohl tatsächlich einfach deutlich anders aufgebaut ist als im Standarddeutschen: „Im Lande des exzentrischen Märchenkönigs Ludwig II. ist der Genitiv schon vor Jahrhunderten in irgendeinem riesigen Maßkrug ertrunken“ [3, 17]. Auch hier ist die Wertung unüberhörbar, dem Bairischen scheint statt bloßer Verschiedenheit eher ein grammatischer Mangel attestiert zu werden. Wieviel wertvoller wäre es gewesen, dem Leser anläßlich solcher Beobachtungen deutlich zu



machen, daß die bairischen Dialekte auf jeder grammatischen Ebene als eigenständige Systeme zu betrachten sind; man denke etwa an die ‚konjugierten‘, also mit Verbalendungen versehenen, Nebensatzeinleitenden Konjunktionen und Relativpronomina (*wennst*) oder an die Koppelung der Länge eines betonten Vokals an eine phonetische Eigenschaft des folgenden Konsonanten (nach Kurzvokal stets ‚gespannter‘ Fortiskonsonant, nach Langvokal ‚ungespannter‘ Leniskonsonant). Es paßt ins Bild, daß Sick, wenn es um deutsche Dialekte geht, sofort jene manchmal pedantisch wirkende Sorgfalt dahinfahren läßt, die er für den Umgang mit der Standardsprache beharrlich einfordert. Da kann man beispielsweise in Berlin „mit dem Akkusativ nicht viel anfangen“ [2, 146], was nur auf den ersten Blick dasselbe ist wie die Mutmaßung, daß der Berliner „dem Akkusativ gerne mit den Dativ verwechselt“ [3, 11] – beide Behauptungen sind jedoch falsch, vgl. Meinunger (2007). Werfen wir an dieser Stelle noch einmal einen Blick in Parkvalls *Chamber of Horrors*. Eine weitere populäre Vorstellung von Sprache, die dort aufs Korn genommen wird, lautet: „While you and I speak languages, many people only speak dialects. This applies especially to third world countries, where most people use speech forms which are mere dialects. This may have something to do with the fact that you and I live in Nations populated by Peoples, whereas They are simply organised in Tribes.“ (146) Bei Sick wird diese Vorstellung noch etwas verschärft; die richtigen Sprachen müssen sich nämlich offenbar vor dem schädigenden Einfluß der bloß im Dialekt radebrechenden Stämme hüten:

Nicht nur die SPD hat es in Bayern schwer. Auch der Genitiv wird nicht ernst genommen. Freilich ist es das gute Recht eines jeden Volksstammes, sich außer seiner Regierung auch seine eigene Grammatik zu wählen. Bedenklich wird es erst, wenn „wegen dem“ Dialekt die Hochsprache verflacht. [1, 15]

### **Variation innerhalb der Standardsprachlichkeit**

Wie notwendig es ist, aus der Alltagssprache vertraute Begriffe wie *Dialekt* und *Sprache* systematisch zu klären, wenn man über Sprache nachdenkt, zeigt sich auch an Erläuterungen wie dieser: „Das Füllwörtchen „halt“ ist weder falsches Deutsch, noch ist es schlechtes Deutsch. Es ist mundartlich“ [2, 112]. Der Leser, der von Sick erfahren wollte, wie es mit den Gebrauchsbedingungen der Partikel *halt* im Deutschen aussieht, ist schlecht beraten. Die erforderliche Rückfrage lautet: Ist ‚mundartlich‘ denn ein Gegensatz zu ‚(hoch-)deutsch‘? Tatsächlich ist *halt* selbstredend standardsprachlich, auch wenn es in einigen Registern (Gebrauchskontexten, Stilebenen) der Standardsprache nicht üblich und wohl nicht überall im deutschen Sprachraum gebräuchlich ist.

Damit sind wir beim nächsten Punkt angelangt: Viel zu selten klingt bei Sick an, daß ‚die‘ deutsche Standardsprache kein monolithisches Gebilde ist, sondern daß es ein ganzes Kontinuum von diatopischen, diastratischen und di-

aphasischen Varietäten des Deutschen gibt, auf die das normative Prädikat ‚standardsprachlich‘ anwendbar ist; insbesondere gibt es daher auch Bereiche der sogenannten Umgangssprache, die zum Standard gerechnet werden sollten (Barbour, Stevenson 1990, v.a. 139-141). Vor diesem Hintergrund fällt manche sprachliche Bewertung bei Sick zu rigide aus, etwa die, daß man sich schon dann außerhalb der Standardsprache bewege, wenn bloß ein Geschäftsmodell „am Wanken“ ist [2, 185]. Die ‚Verlaufsform‘ mit *am* wird von Sick ausdrücklich zu den „Sonderformen der Umgangssprache“ gezählt und als solche dem Standard gegenübergestellt, den Sick hier wie anders als „Hochdeutsch“ bezeichnet.

Eine neutrale Sicht auf die Verhältnisse wird – soviel sei zugegeben – einerseits durch den Mangel an einheitlicher Terminologie, andererseits aber auch durch manche Besonderheiten der historisch gewachsenen germanistischen Praxis erschwert. So haben die im deutschsprachigen Raum verbreiteten Grammatiken des Deutschen bis vor kurzem so gut wie ausschließlich die formellen, ‚schriftsprachlichen‘ (genauer: distanzsprachlichen, s.u.) Register des Standards beschrieben, mit dem kuriosen Ergebnis, daß bereits die in nicht formellen Kontexten allgemein verwendeten, allgemein akzeptierten Sprachvarietäten der gebildeten Mittel- und Oberschicht aus dieser restriktiven Perspektive als Substandard, genauer als bloß ‚standardnahe Umgangssprache‘ bezeichnet werden müssen, obwohl Sprecher des Deutschen im allgemeinen *innerhalb* der Umgangssprache eine recht klare Unterscheidung zwischen ‚Hochdeutsch‘ und ‚Dialekt‘ (letzteres im Sinne von stärker dialektal beeinflussten Substandardvarianten) treffen; vgl. Barbour, Stevenson (1990, 133ff.).

Die eben erwähnte Form von Variabilität innerhalb des Standards deutet sich bei Sick immerhin in Behauptungen wie der folgenden an: „„Wegen dem“ kann man sagen, aber schreiben sollte man es nicht“ [2, 222]. Die Notwendigkeit, zwischen ‚gesprochenen‘ und ‚geschriebenen‘ Varianten auch innerhalb des Standarddeutschen zu unterscheiden, da sie sehr verschiedenen normativen Bedingungen unterliegen, unterschlägt Sick ansonsten, wie auch Schneider (2005) feststellt, fast durchgehend. Nun muß aber auch der entschiedenste Verfechter des Genitivs bei *wegen* einräumen, daß man nichts gegen den Dativ im – geschriebenen – Privatbrief einwenden kann; im akademischen Vortrag, obgleich gesprochen, würde besagten Verfechter der Dativ aber wohl stören. Eigentlich geht es also weniger um eine Differenz zwischen gesprochenem und geschriebenem Sprach*medium*, als vielmehr um ein *funktionales* Kontinuum zwischen ‚nähesprachlichen‘ und ‚distanzsprachlichen‘ Varietäten (Koch, Oesterreicher 1997), das auch und gerade innerhalb einer polyvalenten standardsprachlichen Norm zwangsläufig eine große Rolle spielen muß.

Wie sehr Sicks Vorstellung von ‚richtigem‘ Deutsch einer formellen, ‚schriftsprachlichen‘ Verwendungssphäre verhaftet ist, zeigt sich an der sicher eher harmlosen, aber trotzdem bezeichnenden häufigen Gleichsetzung von

grammatischen und orthographischen Gegebenheiten, so wie sie typisch für laienlinguistische Vorstellungen sind. Mit ihren Neuregelungen zur Zusammen- und Getrennschreibung etwa hat die letzte deutsche Rechtschreibreform sicher nicht zur „Beseitigung aller *sprachlichen* Sicherheiten“ [1, 126; Hervorhebung meine, PM] geführt. Und wer *Vogelgrippe-frei* statt *vogelgrippefrei* schreibt, hat damit zum Glück noch lange nicht bewiesen, daß er nichts vom „Reichtum“ der „unendlich viele[n] Wortzusammensetzungen“ des Deutschen weiß [2, 140]. Entsprechend schief liegt die Bemerkung: „Das Prädikat „Behinderten-gerecht“ sieht die deutsche Grammatik jedenfalls nicht vor“ [2, 141].

Schließlich und endlich mag Sick auch an die Existenz von fachsprachlichen Varietäten innerhalb eines Standards Sick nicht so recht glauben, wenn er an der Sprache von Bahnhofsansagen Anstoß nimmt, in denen ein Zug *aus* Gleis 5 fährt oder an diesem Ort *endet* [3, 54].

Unabhängig von der Variabilität *im* Standarddeutschen gibt es dann selbstverständlich noch ein komplex strukturiertes Kontinuum zwischen ‚rein‘ dialektalen und ‚rein‘ standardsprachlichen Varietäten; so ist das von Sick inkriminierte *wegen dir* der Sängerin Nicki nicht, wie er glaubt, bairischer Dialekt, sondern allenfalls stärker dialektal gefärbte Umgangssprache innerhalb oder ‚knapp unterhalb‘ des Standards (siehe auch Schneider 2005). Indes gibt es solche fließenden Übergänge bekanntlich nicht überall; so beispielsweise nicht für das Niederdeutsche, das in diachroner Perspektive kein hochdeutscher Dialekt ist, und auch nicht in Fällen echter Diglossie, wie sie aus der deutschsprachigen Schweiz bekannt sind. Und natürlich kann eine morphologische Form, die im Dialekt (deskriptiv) völlig korrekt ist, standardsprachlich (präskriptiv) schlicht falsch sein; wenn also, um auf das obige Beispiel zurückzukommen, *halt* mundartlich *wäre*, könnte es also sehr wohl in *diesem* Sinne ‚falsches‘ oder ‚schlechtes‘ Deutsch sein.

### **Woher kommt der Standard?**

Ein bemerkenswertes Versäumnis von Sick besteht darin, seinen Lesern nirgends mitzuteilen, von welchen Personen oder Institutionen diejenigen präskriptiven Vorgaben stammen, die er den Lesern vorschlägt. Nur der *Duden* wird explizit genannt; ansonsten wird grundsätzlich nur verallgemeinernd von „Grammatikwerken“ gesprochen. Wie aber kann man einem Millionenpublikum eine Standardsprache nahebringen, ohne jemals grundlegende Fragen wie die folgenden wenigstens einmal zu formulieren: Woher kommen die sprachlichen Normen – sie fallen ja nicht vom Himmel? Wer hat mit welcher Rechtfertigung die Autorität, gerade diese Normen durchzusetzen? Warum sind sie wo in welchem Maße für wen bindend? Es wäre ja immerhin ein konsistentes Vorgehen gewesen, dem Leser die lexikalisch-grammatischen Vorgaben ganz bestimmter Wörterbücher und Grammatiken des Deutschen nahezulegen, etwa mit der Begründung, daß genau dies beispielsweise der in öffentlichen Institutionen wie Schule, Massenmedien

und Verwaltung tatsächlich ausgeübten Praxis besonders nahe komme. Statt dessen lesen wir bei Sick: „Meine Texte sprechen allenfalls Empfehlungen aus. Die muss nicht jeder annehmen, manchmal weichen sie sogar von dem ab, was in einigen Grammatikwerken steht.“ [1, 12] Also erfährt der Leser in Sicks Büchern nur, was ein einzelner Muttersprachler des Deutschen, Bastian Sick, rein zufällig richtig findet? Wenn es so ist, dann kann Sicks Antwort auf die berechnete Frage, warum gerade sein Sprachgeschmack für Millionen von Lesern so relevant sein soll, nur noch „isso“ lauten. Sick erläutert: „„Isso“ ist die Kurzform für „Ich schrei sonst“ und bedeutet sinngemäß: „Weitere Argumente fallen mir im Moment nicht ein.“ [1, 19]

### ***Die fragwürdige Ästhetik der Korrektheit***

Weil die ‚Regeln‘ einer Standardsprache sozial akzeptierte normative Größen sind, ist jeder Versuch, sie etwa auf sprachwissenschaftlichem Wege zu begründen, ein begrifflicher Irrtum. Aus linguistischer Sicht sind solche Kategorienfehler vielleicht das Ärgernis an Sicks Kolumnen. Die Frage, warum diese Form oder jener Ausdruck standardsprachlich als korrekt gilt, dürfte ja auch Sick grundsätzlich nur mit Verweis auf eine allgemein etablierte und/oder institutionell geförderte Praxis beantworten.

### **Phonetische Argumentation in der Morphologie**

Typisches Beispiel ist Sicks Diskussion des sogenannten ‚Fugen-s‘ in deutschen Nominalkomposita. Wortbildungen wie *Entwicklunghilfe* und *Verwaltunggebäude* sind abzulehnen, weil „es nicht nur blöde klingt, sondern auch schwerer zu artikulieren ist“ [1, 103]. Was macht nun ein argloser Leser, für den *Entwicklunghilfe* nicht „blöde klingt“? Ist er „blöde“, wenn er dies nicht so empfindet – oder ist es einfach so, daß für einen Muttersprachler einfach immer das „blöde klingt“, was mit seinen idiosynkratischen sprachlichen Erfahrungen und Erwartungen kollidiert? Problematischer ist aber der zweite Teil des oben zitierten Kommentars, der sogleich noch wie folgt untermauert wird: „Das Fugen-s wurde auch deshalb eingefügt, um das Wort leichter über Zunge und Lippen zu bringen. Eine Aussprachehilfe, gewissermaßen.“ [1, 103] Da fragt man sich schon: Welcher kluge Kopf mag da wohl die Einfügung des s beschlossen haben? Natürlich ist es einfach Unsinn, daß *Entwicklunghilfe* schwerer als *Entwicklungshilfe* zu artikulieren ist; ein Phonetiker würde, wenn überhaupt, wegen der etwas geringeren Silbenkomplexität in *Entwicklunghilfe* eher die gegenteilige Aussage befürworten. Da es aber für jemanden, der *Entwicklungshilfe* internalisiert hat, einer bewußten Anstrengung bedarf, die ungewohnte Form *Entwicklunghilfe* zu verwenden, schließt der Laie messerscharf, letztere habe ‚objektiv‘ eine größere lautliche Komplexität. Ärgernis ist hier weniger der sachliche Fehler selber, als vielmehr die Wirkung, die eine solche Argumentationsfigur auf den unbedarften Leser haben mag, gerade dann, wenn dieser es zufällig *nicht* intuitiv

nachvollziehbar findet, warum *Entwicklungshilfe* schwieriger zu artikulieren sein soll: Ihm wird das Gefühl gegeben, es gäbe da ein sachlich begründetes Kriterium für die Richtigkeit der Verwendung des Fugen-s, das es zu verstehen und zu beherrschen lernen gilt. Er wird sich vielleicht in anderen Zweifelsfällen fragen, ob auch hier ein eingeschobenes s die Aussprache erleichtern würde. Sollte derselbe Leser zufällig wissen, daß es Sprachen wie das Georgische gibt, in denen eine einzelne Silbe auch schon mal mit acht Konsonanten vor dem silbentragenden Vokal beginnt, wird er sich außerdem fragen, warum denn hier niemand für ein bißchen Artikulationshilfe gesorgt hat – wo doch das Georgische immerhin eine große und alte Tradition als Literatursprache und kaukasische *lingua franca* aufzuweisen hat! Im Vergleich dazu mutet die Erklärung für die Haplogie *Zauberin* fast rührend an – die eigentlich zu erwartende Form *Zaubererin* sei „nicht gerade leicht zu sprechen“ [2, 220] – und kann beim skeptischen Leser zu noch *heitererer* Stimmung führen.

### **Semantisch-logische Argumentation in der Morphologie**

Auch in der Morphologie ist der Versuch der linguistischen Rechtfertigung normativer Setzungen zwangsläufig zum Scheitern verurteilt, zum Beispiel wenn es um „falsche Superlative“ wie *das einzigste* geht; „falsch“ sind sie nur scheinbar aus ‚logischen‘ Gründen: „Denn „das einzige“ war schon wenig genug, „das einzigste“ folglich Unfug.“ [1, 42] Womit übrigens auch gleich bewiesen wäre, daß Varietäten des Deutschen, in denen *das einzigste* deskriptiv korrekt ist, intrinsisch unlogisch und fehlerbehaftet sein müssen. Die irrige Vorstellung, *das einzigste* sei aus semantischen oder ‚logischen‘ Gründen falsch, rührt daher, das man eine bestimmte, als typisch empfundene Funktion eines grammatischen Elements, hier die Komparativbildung mit dem *st*-Suffix, verabsolutiert und als Maßstab für die Beurteilung von anderen, ausdrucksseitig analogen Bildeweisen verwendet.

Die sprachliche Realität ist im Grunde wesentlich interessanter: Nicht nur Wörter, sondern auch Morpheme und grammatische Konstruktionen verändern in allen Sprachen im Laufe der Zeit ihre Verbreitung und Bedeutung bzw. ihren Funktionsbereich. So hat auch in englischen Dialekten der Komparativmarker erstaunliche Karriere gemacht, etwa in Formen wie *onliest*, formal ein Superlativ zum ‚semantisch‘ nicht komparierbaren Adverb *only*; oder in britischen und amerikanischen Dialekten bei mehrfach markierten Steigerungsformen wie *more healthier*, *more worser*, *most wealthiest*, *bestest*, *firstest*; und sogar beim Aktivpartizip mit stark spezialisierter Bedeutung: *workingest*, *singingest* (vgl. Montgomery 2004). Ähnliche Kunststücke geschehen immer wieder und überall im großen irdischen Sprachenzirkus, und all dies ist genauso wenig (un)logisch wie die z.B. für die slavischen Sprachen und einige deutsche Dialekte charakteristische ‚Mehrfachmarkierung‘ der Negation (*niemand hat keine Ahnung nicht*).

### Diachrone Argumentation in der Phraseologie

Recht verbreitet ist in der populären sprachkritischen Literatur auch die unzulässige Verwendung von sprachgeschichtlichen (diachronen) Argumenten, die suggerieren, man könnte den (präskriptiv) ‚richtigen‘ Gebrauch von Wörtern mit Informationen über ältere Sprachzustände rechtfertigen. So soll das von Sick als Anglizismus gebrandmarkte *Sinn machen* nicht korrekt sein, da die indogermanische Wurzel dieses Verbs etwa ‚herstellen‘, ‚fertigen‘, ursprünglich speziell ‚kneten‘ bedeutet habe und man Sinn nicht „kneten oder formen“ könne – er sei eben einfach entweder da oder nicht da [1, 49]. Unfreiwillig komisch ist hier, daß das englische Verb *make* dieselbe Wurzel hat und demnach das unbestritten standardsprachliche *make sense*, das Sick trotz deutlich abweichender Semantik für das sprachliche Vorbild von *Sinn machen* hält, ja auch ‚falsch‘ sein müßte. Davon abgesehen gibt es mehrere sachliche Irrtümer zu vermerken. Zum einen sollte sogar dem Laien klar sein, daß sich die Semantik phraseologischer Wendungen in der Regel nicht aus der Semantik ihrer Bestandteile kompositional ableiten läßt – von der wenig klaren und sicher nicht in das Sachgebiet des Sprachkritikers gehörigen Frage einmal ganz abgesehen, ob sich Sinn denn nun wirklich nicht erschaffen läßt. Zum zweiten wird dem Leser hier eine vielleicht sechs- oder achttausend Jahre alte, bloß rekonstruierte Sprachform als Begründung für die sachliche Angemessenheit heutiger Sprachverwendung verkauft, und das, obwohl sich die Bedeutung von Wörtern schon innerhalb weniger Jahrhunderte radikal verschieben kann. Zum dritten sind die ‚Bedeutungsangaben‘ in indogermanistischen Wörterbüchern etwas völlig anderes als Bedeutungsangaben im Wörterbuch einer lebenden Sprache; sie sind allenfalls tentative Hinweise auf semantische Zusammenhänge etymologisch verwandter Wörter. Im Grimmschen *Deutschen Wörterbuch* ertappen wir (s.v. *Sinn*) übrigens ausgerechnet Lessing beim „sinn machen“ und sind entrüstet, in einem der bedeutendsten Dichter deutscher Sprache einen *anglicista praecox* entdecken zu müssen. Sogar im dreibändigen Anglizismen-Wörterbuch von Carstensen und Busse (1996) ist *Sinn machen* nur „wahrscheinlich“ eine Lehnprägung.

### Syntaktische Argumentation im Bereich des Lexikons

Für den Leser vermutlich besonders schwer zu durchschauen sind Argumente, die lediglich implizit auf eine standardsprachliche Norm Bezugnehmen. So darf man Sick zufolge nicht von einem „schrittweisen Abzug“ sprechen, da von Substantiven abgeleitete Bildungen auf *-weise* Adverbien seien [1, 110-112]. Hier haben wir den Versuch, dem Leser eine normative Feststellung zum *Wortschatz* des Deutschen – in einschlägigen Wörterbüchern findet man zwar ein Adverb *schrittweise*, aber kein entsprechendes Adjektiv – als *grammatische* Notwendigkeit zu verkaufen. Zudem wäre auch hier eine sorgfältige Unterscheidung zwischen Synchronie und Diachronie hilfreich; offensichtlich sind die adjektivischen Bildungen tatsächlich jüngeren Da-

tums, so daß hinter der Leugnung eines Adjektivs *schrittweise* einmal mehr nur der Wunsch nach Konservierung eines älteren Sprachzustandes steht.

### **Semantische Rechtfertigung für stilistische Differenzen**

Besonders häufig trifft man bei Sick auf Versuche, stilistische Urteile semantisch zu begründen. Harmlos ist da noch der Versuch, die Beliebtheit des ‚Substantivstils‘ so zu erklären: „Substantive haben Kraft, sie signalisieren Entschlossenheit und suggerieren Sachverstand“ [1, 87]. Hier widerlegt sich der Autor bereits auf der nächsten Seite selbst: „Warum eigentlich „Ich habe die Erwartung“? Wenn er gesagt hätte, „Ich erwarte“, hätte das energischer und vor allem verbindlicher geklungen.“ [1, 88]

Linguistisch greifbarer ist da schon der Fehler, die grammatische Kategorie Numerus naiv mit einer semantischen, außersprachlich verankerten Differenz zwischen Einzahl und Mehrzahl gleichzusetzen und auf dieser Grundlage die Rede von Gerüchten und Befürchtungen dort zu kritisieren, wo es nur um ein konkretes Gerücht, eine konkrete Befürchtung geht; Sick diskutiert an dieser Stelle sogar ausführlich, warum bestimmte ad-hoc-Begründungen für die Wahl des Plurals nicht stimmen können und greift abschließend noch zum Totschlagvokabular des Sprachkritikers, wenn er unterstellt, der Plural mache „beliebig“ [1, 119ff.]. Dabei weiß jeder, der einmal eine Fremdsprache gelernt hat, daß auch die Numeruswahl häufig genug eine grammatische oder lexikalische Konvention ist – die sich im Zuge des Sprachwandels verschieben kann, man denke etwa an den älteren pluralischen Gebrauch von *Hosen* im Deutschen.

Gleich mehrere solcher naiver Semantisierungen von grammatischen Kategorien finden wir bei Sicks Versuch, zu zeigen, daß die geschlechtsneutrale Bezeichnung *Studierende/r* ein „grammatikalischer Missgriff“ sei: Das Aktiv-Partizip des Deutschen darf man nach Sick offenbar nur dann verwenden, wenn die mit ihm ausgedrückte Handlung auch wirklich gerade stattfindet. Studierender ist also nur, „wer im Moment auch wirklich studiert“, „und so ist auch der Studierende kein Studierender mehr, wenn er zum Beispiel auf die Straße geht, um gegen Sparmaßnahmen zu demonstrieren“ [1, 171]. Für das lateinische Partizip *Student* scheinen derlei Erwägungen interessanterweise keine Rolle zu spielen. Daß man die grammatische Herkunft einer Wortbildung von deren aktueller Bedeutung und Funktion trennen muß, ist eine Sache; eine andere ist jedoch die fehlerhafte, mechanische Interpretation der Bedeutung und Funktion des Verbs sowie des Partizips: Jemand ist auch dann noch *leitender Angestellter* in seiner Firma, wenn er gerade am Wörthersee angelt. Hinzu kommt im vorliegenden Fall, daß im Deutschen Tätigkeitsverben stets auch eine ‚habituelle‘ Lesart haben, u.a. also zur Bezeichnung von beruflichen Funktionen verwendet werden können. Wer an der Universität *lehrt* (und mithin im Deutschen zu den *Lehrenden*, nicht etwa zu den *Lehrern* gehört), lehrt nicht rund um die Uhr. Im Falle des Verbs *studieren* ist diese habituelle Lesart, soweit ein universitärer Kontext vor-

liegt, sogar die fast ausschließlich übliche: Als Antwort auf die Frage *Was tust du gerade?* klingt der Satz *Ich studiere* ein wenig seltsam und belustigend, da er üblicherweise im Sinne von *Ich bin Student* verwendet wird.

### **Verwechslung von Semantik und Pragmatik**

Noch eine, für sprachkritische Betrachtungen ganz allgemein besonders kennzeichnende Form der Vermischung von Betrachtungsebenen finden wir bei Sicks Kommentar zu Bahnansagen des Typs „Nächster Halt: Hähnlein-Alsbach. Bitte in Fahrtrichtung links aussteigen!“ [3, 53]. In der Tat werden mit dieser Ansage nicht alle Fahrgäste zum Aussteigen aufgefordert, obwohl man den zweiten Satz in der gegebenen Situation wörtlich so interpretieren könnte. Was mit diesem Beispiel vorgeführt wird, ist nicht, wie Sick meint, fehlerhaftes Deutsch, sondern ein grundsätzliches ‚Funktionsprinzip‘ natürlicher Sprachen, das seit den Arbeiten von H. P. Grice als Implikatur (in den hier interessierenden Fällen genauer: konversationelle Implikatur) bezeichnet wird und sich auf einer prätheoretischen Ebene in der Differenz zwischen ‚wörtlich Gesagtem‘ und ‚(eigentlich) Gemeintem‘ niederschlägt (vgl. Grice 1989). Wenn die zum Mittagessen nach Hause gekommene Ehefrau ihren daheimgebliebenen Mann fragt, ob jemand angerufen habe, dann ist diese Frage auch dann korrekt, wenn sie wissen wollte, ob *außer ihr selbst noch jemand* angerufen habe; und genauso sprachlich richtig ist dann eine verneinende Antwort des Ehemannes. Wer anderes behauptet, verwechselt die (nur durch Abstraktion von Gebrauchskontexten zu gewinnende) ‚wörtliche Bedeutung‘ eines Satzes mit den Mechanismen und Regularitäten seiner situationsabhängigen Verwendung und Interpretation, also Semantik mit Pragmatik. Ähnliche Mißverständnisse finden sich bei Sick zuhauf, etwa wenn er der Stewardess nach der Landung ein höfliches „Willkommen in Klagenfurt!“ [3, 55] verbieten möchte, weil dies angeblich eigentlich nur derjenige korrekt äußern könne, der bereits vor Ort ist und die Ankommenden empfangen möchte.

### ***Der Sprachwandel ist der Sprachkritik ihr Dorn im Auge***

Es ist eine universale Eigenschaft aller menschlichen Sprachen, daß sie sich im Laufe der Zeit auf allen Ebenen der Grammatik und des Lexikons verändern. Die Mechanismen des Sprachwandels sind selber ein faszinierender Forschungsbereich der Linguistik. Für den (im Falle von Sprachkritikern: hoffentlich!) interessierten Laien empfiehlt sich z.B. die Lektüre des unterhaltsamen und zugänglich dargestellten Zugangs von Rudi Keller (1990). Prägend für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts etwa war die Erkenntnis, daß auch die komplexesten Lautwandelprozesse auf der lautlichen Ebene mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit und Unerbittlichkeit ablaufen – hierfür liefert die Sprachgeschichte des Französischen ein beredtes Beispiel, wenn sie etwa, um ein bekanntes Beispiel zu zitieren, aus dem Ortsnamen



*Gratianopolis* das heutige *Grenoble*, aus dem davon abgeleiteten Adjektiv *Gratianopolitanus* ‚zu Gratianopolis gehörig‘ hingegen die völlig anders klingende Bezeichnung *Grésivaudan* des benachbarten Alpentals gemacht hat, in der die französische Wikipedia denn auch prompt volksetymologisch die Wörter *Isère* und *vallée* vermutet (<http://fr.wikipedia.org/wiki/Grésivaudan>, entnommen am 19. März 2008). Auch auf anderen sprachlichen Ebenen (Morphologie, Semantik) gibt es Muster, die immer aufs Neue in Sprachwandelvorgängen in den verschiedensten Sprachen der Erde zu beobachten sind. Ein kleines Beispiel liefert Sick, wenn er sich über den inflationären Gebrauch von Wörtern wie *Krieg* oder *Streit* beklagt, wo nach seinem Empfinden *Debatte* oder *Diskussion* ausreichend und sogar treffender wäre [1, 114ff.]: Je nach Kontext oder Wortfeld werden Sprecher einer Sprache dadurch, daß sie aus bestimmten sprachpragmatischen Gründen im Zweifelsfall lieber zur höflicheren (*Dame* statt *Frau*) oder zur verstärkenden (*Streit* statt *Diskussion*) Ausdrucksweise greifen, mit diesem kollektiven Verhalten im Laufe der Zeit zunächst kaum merkliche Verschiebungen im Gebrauch dieser Wörter und Ausdrücke bewirken. Im Ergebnis wird irgendwann das ursprünglich neutrale Wort z.B. als unhöflich oder zu schwach empfunden und erhält sekundär u. U. eine speziellere Semantisierung (man denke an die ursprünglich völlig ‚neutrale‘ Bedeutung von *Dirne* oder *Weib*). Mehr hierzu auch bei Keller (1990).

Ein weiteres Universale, das sich durchaus wertungsfrei wissenschaftlich studieren läßt, ist die unglaubliche Sensibilität, die jeder Mensch gegenüber auch noch so geringen Abweichungen der Sprachverwendung anderer vom eigenen Idiolekt hat, eine Sensibilität, die meist mit einer geradezu reflexivartigen – und auch professionellen Linguisten nicht fremden! – Negativwertung dieser Abweichungen gekoppelt scheint. Für dieses Phänomen sind sogar evolutionstheoretische Erklärungsansätze vorgebracht worden – so erleichtern minimale sprachliche Differenzen die Wiedererkennbarkeit der eigenen Gruppe, aber auch die Abgrenzung von sprachlich wie geographisch eng benachbarten Gruppen von Sprachbenutzern (vgl. Nettle 1999 und die dort zitierte Literatur).

### **Sprachwandel als Sprachverfall**

Sprachkritik ist häufig nichts weiter als eine institutionalisierte Form des Umgangs mit dieser besonderen Sensibilität. Dort, wo wahrnehmbare sprachliche Differenzen nicht ohne weiteres als Reflex unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit interpretiert werden kann – weil es zum Beispiel die eigenen Kinder sind, deren Sprache abweicht –, taucht offenbar fast unweigerlich der Verdacht auf, es handele sich um ein Defizit. Das sprachliche System des anderen ist nicht als ganzes beobachtbar, sondern nur durch die Brille des eigenen Sprachwissens zugänglich. Ein Beispiel: In bestimmten Fällen wird bekanntlich seit längerem in einigen Nebensatztypen des Deutschen die Verbstellung des Hauptsatzes statt der Endstellung verwendet. Für

Sprecher, die einen älteren Sprachzustand internalisiert haben, liegt die Diagnose nahe, daß die eigenen Kinder eine bestimmte Sprachregel nicht mehr ‚korrekt‘ anwenden. So beobachten wir es bei Sick, wenn er den mangelnden „Wohlklang“ der Verbzweitstellung im Nebensatz beklagt (dies ist das erwähnte reflexhafte Unwohlsein bei der Wahrnehmung von sprachlichen Abweichungen) und anschließend mutmaßt, es handele sich um eine Form von kognitiver „Bequemlichkeit“ [2, 157ff.]. Tatsächlich gibt es offenbar sogar semantische Faktoren, die bei jüngeren Sprechern die Wahl zwischen den beiden Verbpositionen im Nebensatz steuern (vgl. hierzu erneut Keller 1990); die Syntax des Deutschen verfällt nicht, sondern wird an dieser Stelle sogar komplexer. Der ältere Sprecher kann das neuere System jedoch nicht (mehr) in seiner eigengesetzlichen Komplexität wahrnehmen und diagnostiziert Verfall.

Das Mantra vom Sprachwandel als Sprachverfall raunt durch all die vertrauten Metaphern der Sprachkritik, die wir auch in Sicks Kolumnen wiederfinden: Der ältere Sprachzustand ist der Garten (Eden?), den der Sprachgärtner vom „Wildwuchs“ [1, 24] zu befreien hat, den allerlei wucherndes Unkraut [1, 197] verursacht; die Sprache ist ein Organismus, der vor Krankheiten (Neuerungen) zu schützen ist; usw.

### **Feindliche Übernahme: Die bösen Anglizismen**

Der durch fremdsprachlichen Einfluß ausgelöste Sprachwandel steht besonders häufig auf der sprachpflegerischen Agenda. Recht vorhersagbar auch hier die Diagnose von Sick: Lehnwörter führen im allgemeinen zu unerwünschter „Aufblähung“ des Wortschatzes und zur „Verwässerung“ des sprachlichen Ausdrucks. Speziell sind es die Amerikanismen, die „unsere Sprache mit fragwürdigen Phrasen“ „verwässern“ [1, 155]. Was mit solcherlei beliebten „Blähwörtern“ der Sprachkritik eigentlich genau gemeint ist, bleibt ein gut gehütetes Geheimnis der Sprachhüter. Immerhin erfahren wir bei Sick: Fremdwörter „sind unnötig, wenn sie gleichwertige deutsche Wörter ersetzen oder verdrängen“ [1, 147]. Tatsächlich kommt es vermutlich äußerst selten vor, daß Lehnwörter völlig synonym und auch stilistisch gleichwertig zu bedeutungsähnlichen Wörtern des Erbwortschatzes sind; in aller Regel entwickeln sich semantische oder stilistische Arbeitsteilungen, die, wenn man sie denn überhaupt bewerten möchte, eher bereichernde als verarmende Wirkung auf die Sprache haben; vgl. hierzu auch die Diskussion bei Schneider (2005, 15-16). Jene, die das Schreckgespenst der feindlichen Übernahme des Deutschen durch das Schreckensbild von der Anglisierung des Deutschen an die Wand malen, weisen selbstredend nie auf die zahlreichen Beispiele von Literatursprachen ersten Ranges hin, deren Wortschatz einst auf dramatische Weise durch den Einfluß einer benachbarten Sprache umgestaltet wurde – etwa auf das Japanische, Koreanische oder eben auch das Englische. Niemand käme heute auf die Idee, etwa das Japanische als

aufgebläht oder verwässert zu bezeichnen, obwohl mehr als die Hälfte seines Wortschatzes chinesischen Ursprungs ist.

Nun steht es sicher jedem frei, eine persönliche Abneigung gegen den übertriebenen Gebrauch z.B. von Anglizismen im Deutschen zu haben, und auch, dies öffentlich kundzutun. Etwas anderes ist es jedoch, dies – als Sprachpfleger! – mit einer politisch-ideologischen Botschaft zu verknüpfen, so wie dies dem eingangs erwähnten VDS bereits häufiger zur Last gelegt wurde. So wird der Leser von Sicks Kolumnen, ob er dies nun mag oder nicht, wiederholt mit dessen persönlichen politischen Auffassungen konfrontiert, die in einem Diskurs über standardsprachliche Normen eigentlich nichts zu suchen haben. Zum Ausdruck *Sinn machen* heißt es etwa: „Herkunftsland dieser Sprachmutation ist wieder einmal „Marlboro Country“, das Land, wo angeblich alles möglich ist, solange der Strom nicht ausfällt.“ [1, 47] Wir haben schon gesehen, daß der Fall so klar gar nicht ist; aber auch abgesehen davon ist es wenig akzeptabel, unterschwellig die Verwendung eines ‚Amerikanismus‘ dadurch verächtlich zu machen, daß man ihr eine wiederholt ausdrücklich bekundete ablehnende Haltung gegenüber ‚den‘ Amerikanern entgegensetzt. Als Privatperson darf Bastian Sick Angela Merckels Besuche bei George W. Bush gerne als „Kniefall in Washington vor dem fleischgewordenen Denkmal des amerikanischen Imperialismus, für den sie sich hier zu Lande reichlich Schelte einhandelte“ [1, 128-129] einordnen – aber was hat das mit gutem oder richtigem Deutsch zu tun? Ist am Ende derjenige ein Imperialist, für den etwas ‚Sinn macht‘? Sind deswegen die Anglizismen im Deutschen „Schicksalsschlag“ und „Katastrophe“ [1, 30]? Müssen wir deswegen Angst vor „unsichtbaren Amerikanismen“ haben, die „unsere Sprache“ „unterwandern“ und „unsere Syntax“ verändern [1, 154]? Ging es uns moralisch oder kulturell besser, „bevor die Deutschen ihre Antennen ganz und gar auf die USA ausrichteten“ [2, 210] – und vor allem: was hat das mit Sprache zu tun? Wird hier dem Leser politische Meinungsmache als Sprachkritik verkauft oder umgekehrt?

### ***Wer liest Sick?***

Angefangen haben Sicks Kolumnen an einem sehr sinnvollen Ort – als redaktionsinterne Empfehlungen und Kommentare zu Fragen des Sprachgebrauchs [2, 16]. Daß Zeitungen und Zeitschriften von überregionalem Rang einen bestimmten sprachlichen und vor allem stilistischen Standard definieren und von ihren Autoren einfordern, ist eine auch vom Verfasser dieser Zeilen begrüßte Tradition. Ähnlich wie dies mit Sicks Kolumnen geschehen ist, darf man weiterfragen, ob ein solches Unterfangen nicht nur für die schreibende Zunft, sondern auch für alle anderen Sprachverwender des Deutschen sinnvoll sein könnte. Wie einleitend bereits betont, soll diese Frage hier nicht zur Diskussion stehen. Allerdings kann auch jemand, der den sprachlichen Geschmacksurteilen von Sick zustimmend gegenübersteht,

die Darstellungs- und Argumentationsweise insgesamt für verfehlt halten. Nur dies ist Gegenstand auch der vorliegenden Besprechung.

Wer also liest Sicks Kolumnen? Angehöriger ‚bildungsferner‘ gesellschaftlicher Schichten, die in der Regel auch deswegen Schwierigkeiten mit standardsprachlichen Normen haben dürften, weil sie wenig lesen und schreiben, werden Sicks Bücher vermutlich kaum in die Hand nehmen. In der Tat scheint es paradoxerweise einen nicht unwesentlichen Anteil am Verkaufserfolg dieser Bücher zu haben, daß diese den Angehörigen bildungsnaher sozialer Gruppen dabei helfen, ihre soziale Distanz zur sogenannten Unterschicht auch sprachlich zu zementieren. Aus einem Interview mit Sick in der Zeitschrift *View* aus dem Jahre 2005 geht hervor, daß dem Autor die potentiell ausgrenzende Rolle von sprachlichen Normen durchaus bewußt ist:

Ich bekomme jeden Tag mehr als fünfzig Zuschriften. Daher weiß ich ziemlich genau, wer meine Leser sind. Die meisten kommen aus dem Bildungsbürgertum – und die Zahl der Menschen mit Abitur und Studium nimmt zu. Überrascht hat mich, wieviele Adlige unter meinen Lesern sind. Aber das große Interesse an gutem und richtigem Deutsch wundert mich nicht. Vielleicht ist es eine Reaktion auf den krassen Sprachverfall durch das sogenannte Unterschichtenfernsehen. So wie die Leute in den nachmittäglichen Gerichtsshows möchte man dann doch nicht reden. (Dezemberausgabe 2005, Seite 160)

Bemerkenswert ist, daß seine eigenen Beobachtungen bei Sick keinerlei Verstärkung hervorrufen. Denn seine Bücher und seine Tourneen durchs Land werden ja nicht dazu führen, daß die mit Verachtung belegte Kaste der Gerichtsshow-Teilnehmer und -Zuschauer ‚besseres‘ Deutsch spricht – sondern allenfalls dazu, daß man sie leichter als solche erkennen und sich bewußter sprachlich von ihr abgrenzen kann.

Nun läßt sich einwenden, daß ohnehin jeder Versuch der Etablierung standardsprachlicher Normen zwangsläufig zu einem Gefälle der Normbeherrschung und entsprechender sozialer (Ab-)Wertung führt. Aber selbst wenn dies so sein sollte, sollte man von jemandem, der damit gutes Geld macht, doch erwarten dürfen, daß er diese Problematik irgendwo und irgendwann einmal explizit artikuliert. Eine Problematisierung findet jedoch nirgends statt; vielmehr wird die soziale Relevanz der Normbeherrschung immer wieder mit starken Worten bekräftigt: „Wer sich mit Imperativen wie „Dresche!“, „Trete!“, „Schmelze!“ und „Treffe!“ zufrieden gibt, wird es im Leben nicht weit bringen“ [2, 47]. So jemand wird alsbald zu den „Heerscharen von verkrachten PISA-Existenzen da draußen“ [2, 243] gehören. Auch die fiktive Nachbarin von Bastian Sick, Frau Jackmann, weiß genau: Wer „ich war gerade Aldi“ sagt, „der findet doch nie im Leben eine Arbeit. Noch nicht mal bei Aldi!“ [3, 52]. So einfach ist das also.

Wie tief verwurzelt und unreflektiert die Gleichsetzung von sprachlicher und sozialer Wertung bei Sick ist, geht aus seinem vehementen Angriff auf das oben schon erwähnte *Sinn machen* hervor [1, 47-48]:

Denn „macht Sinn“ läuft auf allen Kanälen, dudelt aus sämtlichen Radios, schillert durch Hunderte Illustrierte, hallt aus den Schluchten des Zeitgeistmassivs und verliert sich in den tiefsten Niederungen unserer Spaßgesellschaft.

Diese Menschen haben ihr Sprachgefühl vor vielen Jahren im Babyhort irgendeiner Shopping-Mall abgegeben...

„Das macht Sinn“ ist prima geeignet, um über ein mangelndes Profil oder fehlende Sachkompetenz hinwegzutäuschen und von politischen Missständen abzulenken.

Es ist schon bemerkenswert, wie selbstverständlich hier aus der Wahl eines Verbs in einer bestimmten idiomatischen Wendung weitreichende negative Schlußfolgerungen über den Sprecher gezogen werden. Daß solche ‚Kurzschlüsse‘ selber wieder zu einem großen Teil lediglich konventionelle Muster sind, über die soziale und personale Bewertungen und Differenzierungen konstituiert werden, erfordert jedoch ein gewisses Maß an kritischer Reflexion des eigenen Tuns. Dafür ist im, pardon, Zeitgeistmassiv modischer Sprachkritik jedoch offenbar kein Platz.

### ***Fazit Oder: Das Spiel zum Buch***

#### **Die unerträgliche kommerzielle Leichtigkeit des falschen Falls**

Längst gibt es die Kolumnen von Bastian Sick auch als Hörbuch und in Blindenschrift; seine Lesungen und Shows kann man auf DVD kaufen (Titel einer CD: „Die größte Deutschstunde der Welt“) und das Spiel zum Buch ist auch schon da. So viel kommerzieller Erfolg verschafft dem mehr als einmal von den Medien zum „Sprachpapst“ gekürten Journalisten eine gewisse Autorität, unabhängig von der journalistischen Qualität und Faktentreue seiner Texte. Dem aufmerksamen Leser wird aber bereits in der titelgebenden Kolumne „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“, die aus dem Jahre 2003 stammt, eine sachliche Ungereimtheit ausgerechnet beim eröffnenden Aufhänger auffallen. Thema ist dort ein nicht normgerechtes „wegen dir“ in einem Lied der Sängerin Nicki. Dem Schlagerstern wird das sprachliche Vorbild des Sängerkollegen Udo Jürgens vorgehalten: „Ein Jahr lang ging er mit „Deinetwegen“ auf Tournee, ein beispielloser Kreuzzug für die Rettung des Genitivs“ [1, 15]. Im Wort *deinetwegen* liegt aber gar kein Genitiv vor; denn ohne weitergehende theoretische Annahmen kann man dem Wortbestandteil *deinet-* synchron keinen Kasus zuordnen (der Genitiv von *du* ist *deiner*), und sprachgeschichtlich liegt in beiden Bestandteilen von *deinetwegen* ein Dativ(!) Plural vor.

Zurecht beklagt sich Sick über schlampige ‚false friends‘-Übersetzungen in den Medien, wie etwa *Mobilradio* statt *Funkgerät* für das englische *mobile radio* [1, 108]; aber in seinen eigenen Texten kommt er der entsprechenden Sorgfaltspflicht häufig nicht nach. So erfährt der erstaunte Slavist, daß die

deutsche Bezeichnung *Grundbirne* für die Kartoffel ins Russische und Serbische als „krumbeer“, ins Kroatische als „Krumbier“ Eingang gefunden habe [2, 227; 3, 148]. Ein kurzer Blick ins Wörterbuch oder ein Anruf beim Experten hätte ergeben, daß es im Russischen eine solche Vokabel nicht gibt und daß im Serbischen und Kroatischen die standardsprachlichen Formen *krompir* bzw. *krumpir* lauten.

An anderer Stelle heißt es in einer Klage über „das hastige Ausreizen von Superlativen“: „Das neue Jahrhundert war gerade mal lächerliche zwei Jahre alt, da wurde das Hochwasser an Elbe und Oder bereits zur „Jahrhundertflut“ erklärt. Alle Fluten, die in den nächsten 97 Jahren über deutschen Dächern zusammenschwappen, müssen sich damit abfinden, dass der Name „Jahrhundertflut“ bereits vergeben ist“ [1, 135-136]. – Richtig ist, daß mit „Jahrhundertflut“ eine Hochwassermarke bezeichnet wird, die im Schnitt höchstens einmal im Jahrhundert erreicht wird.

Für einen Germanisten besonders schmerzhaft dürfte folgende Behauptung über Jacob Grimm sein: „Mit seinem „Deutschen Wörterbuch“ legte er den Grundstein für die Vereinheitlichung der deutschen Sprache“ [1, 91]. Man könnte kaum etwas grundsätzlich Falscheres über dieses gewaltige Werk und seine beiden(!) ursprünglichen Herausgeber sagen. Auch hier hätte bloßes Nachschauen gereicht.

Diese Beispiele lassen sich durchaus vermehren und lassen berechtigte Zweifel an der Verlässlichkeit der Informationen in den drei Büchern aufkommen. Ärgerlich sind aber weniger die Fehler als solche als vielmehr der Umstand, daß Fragen nach der sachlichen Richtigkeit angesichts der lautstarken Inszenierung und Vermarktung des Phänomens Bastian Sick fast zwangsläufig ungehört verhallen.

### **Wo bleibt die Sprache?**

Wir kommen abschließend noch einmal auf das eingangs angekündigte Ziel zurück, vor allem das *Bild von Sprache* zu prüfen, das in den drei Büchern implizit vermittelt wird. Wir hatten Anlaß zu der Feststellung, daß die Vorstellungen von Sprache und Sprachrichtigkeit, die man in Sicks Texten immer wieder findet, im allgemeinen nur verbreitete Mißverständnisse und Irrtümer der ‚Laienlinguistik‘ wiederholen. Angesichts der Tatsache, daß Sick bekennender Romanist ist [2, 30] und in seinem Studium zweifellos auch Sprachwissenschaft betrieben haben muß, dokumentieren seine Veröffentlichungen durchaus auch die immer noch aktuellen Desiderata einer universitären linguistischen Grundausbildung. Da läßt es Zweifel an der Kompetenz von Bildungsministerien aufkommen, wenn an saarländischen Schulen der erste Sick-Band als „offizielles Lehrbuch eingesetzt“ worden ist [2, 16]. Wieviel sinnvoller wäre es da, fortgeschritteneren Schülern anhand eines so brillanten, interessanten und faktenreichen Buches wie Pinker (1996) genau die Grundlagenbildung in Sachen Sprache angedeihen zu lassen, die in Sicks Büchern so schmerzlich fehlt! Natürlich ist Pinkers theoretische Position

nicht unumstritten, aber das ist noch kein Grund, nicht zum Beispiel anhand der Polemik wider „Die Sprachhüter“ (1996, 431-452) viele der Denkfehler kennenzulernen, die auch Gegenstand der vorliegenden Besprechung sind. Im Germanistikstudium könnte man Sicks Bücher allerdings durchaus behandeln – allerdings ebenfalls nur, um daran linguistische Kritik an Sprachpflege zu trainieren.

Am Ende des zweiten und des dritten Bandes wird dem Leser jeweils in einem Multiple-Choice-Quiz die Gelegenheit gegeben, zu prüfen, wieviel hängen geblieben ist. Diese Quizfragen sind in vielerlei Hinsicht bezeichnend. Sie liefern wiederum ein falsches Bild davon, was es heißt, kompetent mit einer Sprache umgehen zu können. Ist derjenige wirklich der ‚bessere‘ Muttersprachler, der weiß, wie die Bewohner von Venezuela laut Duden genannt werden, ob richtig E-Mail oder Email geschrieben werden muß oder daß standardsprachlich nach *Zweifel* die Konjunktion *daß* und nicht *ob* zu folgen hat? Alles, was solche Fragen liefern, sind, wie Pinker (1996, 436) sagt, nichts anderes als Schibboleths, an denen der vermeintlich Gebildete den ebenso vermeintlich sprachlich Unterbelichteten erkennen soll. Einem produktiven und kreativen Umgang mit Sprache steht diese Herangehensweise eher im Weg, sie baut Hürden auf, anstatt zu ermutigen, und sie setzt den Akzent völlig falsch – und ein souveräner Umgang mit der Standardsprache läßt sich auch nicht im Taschenbuchformat erwerben, sondern erfordert dort, wo es um geschriebene Sprache geht, ausgiebige Leseerfahrung und Training im Verfassen eigener Texte.

Wenn man Ratgeberliteratur zu sprachlichen Fragen verfaßt, dann sollte sie all denen, die eine Standardsprache gewissermaßen als Fremdsprache lernen wollen oder müssen, sachliche Informationen über bestehende Normen liefern – nicht mehr. Nichts ist hier verfehlter, als Häme und Spott über diejenigen auszuschütten, die es nicht ‚richtig‘ machen. Und wer etwas über menschliche Sprache(n) lernen möchte, ist bei Sick an der falschen Adresse; hier wäre z.B. das wunderbare Buch von Crystal (1993) eine Empfehlung für den neugierigen deutschsprachigen Leser. In diesem Sinne darf man vielleicht in Abwandlung der eingangs zitierten Forderung von Duhamel sagen: Die Sprachwissenschaft hat nicht das Recht, die deutsche Sprachkritik dahinsickern zu lassen.

### ***Literaturverweise***

Barbour, S., Stevenson, P.: 1990, *Variation in German. A critical approach to German sociolinguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.

Carstensen, B., Busse, U.: 1996, *Anglizismen-Wörterbuch: der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*. Begründet von Broder Carstensen. Fortgef. von Ulrich Busse. Bd. 3: P – Z. Berlin, New York: de Gruyter.

- Crystal, D.: 1993, *Die Cambridge-Enzyklopädie der Sprache. Übersetzung und Bearbeitung der deutschen Ausgabe von Stefan Röhrich*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Dunbar, R., Knight, C., Power, C. (eds.): 1999, *The Evolution of Culture*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Grice, H. P.: 1989, *Studies in the Way of Words*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Keller, R.: 1990, *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke.
- Kibrik, A. E., Kodzasov, S. V., Olovjannikova, I. P., Samedov, D. S.: 1977, *Opyt strukturnogo opisanija arčinskogo jazyka*. Band 1-3. Moskva: Izdatel'stvo Moskovskogo universiteta.
- Klemperer, V.: 2007, *LTI [Lingua Tertii Imperii]. Notizbuch eines Philologen*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Koch, P., Oesterreicher, W.: 1997, „Schriftlichkeit und Sprache“. In: Günther, H., Ludwig, O. (Hsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter. S. 587 - 604.
- Kortmann, B., Burridge, K., Mesthrie, R., Schneider, E.W., Upton, C. (eds.): 2004, *A handbook of varieties of English. Volume 2: Morphology and Syntax*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Meinunger, A.: 2007, „Der Dativ im Deutschen – eine Verständnishilfe für das Phänomen der gespaltenen Ergativität“. *Linguistische Berichte* 209.
- Montgomery, M.: „Appalachian English: morphology and syntax“, in: Kortmann et al. (2004), 245-280.
- Nettle, D.: 1999, „Language variation and the evolution of societies“, in: Dunbar et al. (eds.), 214-227.
- Parkvall, M.: 2006, *Limits of Language*. Battlebridge: London.
- Pinker, S.: 1996, *Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet*. Aus dem Amerikanischen von Martina Wiese. München: Kindler.
- Schneider, J. G.: 2005, „Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick“. *Aptum* 2, 154-177.
- VDS (Verein deutsche Sprache): 2007, Pressemitteilung unter [http://www.vds-ev.de/presse/pressemitteilungen/archiv/2007\\_07\\_06.php](http://www.vds-ev.de/presse/pressemitteilungen/archiv/2007_07_06.php) (Text entnommen am 10. März 2008)